



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bilder aus dem Universitätsleben : 3. Der alte Korpsstudent

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Bilder aus dem Universitätsleben

3. Der alte Korpsstudent



Er konnte den Gedanken an den unglücklichen Burschenschaftler nicht wieder los werden; auch später nicht, als er schon lange Rechtsanwält in dem kleinen hinterpommerschen Städtchen war. Der ganze Schauplatz, auf dem sich das Pistolenduell abgespielt hatte: die freundliche Wiese inmitten des alten Buchenwaldes, die üppigen Weiden- und Erlenbüsche, die sich wie ein Kranz an dem Bache entlang zogen, die kleine, kunstlose Brücke, über die der Waldweg nach der Landstraße führte, die feierliche Stille, der heitre, sonnige Morgen und dazu die ernstesten, dunkeln Gestalten der Sekundanten, alles war unauslöschlich seinem Geiste eingeprägt.

Und dann der scharfe Knall, der entsetzliche Aufschrei des Gegners, der gleich beim ersten Gange zusammenbrach und in kurzem, furchtbarem Totekampfe seine Hände in die Erde wühlte — wenn Hermann Brandt daran dachte, so war es ihm zu Mute, als müßte er laufen, stürzen, weit, weit hinweg aus dem Bannkreis dieser Schreckgespenster. —

In den Festungskasematten von Weichselmünde, wo er als Student nach dem Zweikampf viele Monate lang gefangen saß, zogen diese Bilder immer wieder an seinen Augen vorbei. Und wenn in der Nacht der Posten laut brüllend die Wache vor dem Rondooffizier herausrief, dann fuhr er oft entsetzt auf seinem Lager zusammen, als hätte er jenen furchtbaren Todesschrei auf der Waldwiese gehört. Brütend starrte er vor sich hin, und dann war er wieder mit allen seinen Erinnerungen in den unheimlichen Gedankenkreisen, und das alte, quälende Rondo von Ehre und Leichtsinne, von Liebe und Pflicht begann von neuem.

Und jedesmal, wenn vor ihm der freundliche Promenadenweg in der kleinen Universitätsstadt auftauchte, wenn er an seine zudringliche Liebestollheit dachte und an den heftigen Schlag, den ihm das verfolgte Mädchen vor allen Spaziergängern ins Gesicht versetzt hatte, dann fühlte er immer wieder das heiße Blut in seine Schläfe steigen.

Diese Helene Müller, wie deutlich das Mädchen mit ihren funkelnden Augen und glühenden Wangen vor ihm stand! Wie viel hätte er damals darum

gegeben, mit diesem heißblütigen, wilden Naturkinde eine trauliche Stunde durchzukosten! Rechneten sich nicht die Bürgermädchen alle zur Ehre an, und klopfte ihnen nicht das Herz schneller, wenn sie ein Korpsstudent mit begehrliehen Blicken musterte und mit der Zunge schmalzend an ihnen vorbeiging? Helene Müller war eine spröde Schönheit, aber gerade solche unnahbaren reizten seine Eitelkeit am heftigsten. Er hatte bei solchen Mädchenaturen immer mehr durch fecken Sturm erreicht, als durch schmachtendes Aushungern. Nur bei dieser kleinen Schneiderin war seine Taktik ganz erfolglos geblieben, denn sie hatte nicht das geringste Verständnis für die ihr zugedachte Ehre gezeigt und nicht das leisefte Entgegenkommen für alle seine Aufmerksamkeiten. Ihn, die feindlichste Erscheinung des ganzen Korps, den schneidigsten Schläger und sichersten Pistolenschützen der Universität, einfach abfallen zu lassen, um ihre Gunst einem „plebejischen“ Burschenschaftler, diesem unleidlichen Franz Borrman, zu schenken, war das nicht geradezu eine boshafte Beleidigung, eine unerhörte Herausforderung? Durfte er bei seinem gesteigerten Ehrgefühl, wie es das Korpsleben nun einmal mit sich bringt, vor diesem verhassten „Büchler“ den Rückzug in einer so empfindlichen Angelegenheit antreten? Wie hätte er in den Augen seiner Korpsbrüder dagestanden? Man hatte schon auf der Aneipe angefangen, ihn mit seiner hoffnungslosen Liebesgeschichte aufzuziehen und einmal auf seinen Platz am Aneiptisch einen Fuchs vor den Trauben hingezeichnet. Auf die Dauer waren diese Hänseleien nicht zu ertragen. Mit Gewalt wollte er die Widerspenstige zur Liebe zwingen. Wie konnte er ahnen, daß dieser Handstreich solche Folgen für ihn haben würde!

Auf der Promenade gehohrt von einem Bürgermädchen, er, den kein Student auf der Straße oder im Lokal länger als nötig anzusehen wagte — dieser Schimpf war nur mit Blut auszutilgen. Entweder er, oder — ja, wer nur? Wer konnte es anders sein, als der von Helene Müller bevorzugte Franz Borrman! Wie durfte dieser Burschenschaftler es wagen, ihm ins Gehege zu kommen? Der Haß gegen die Burschenschaften war in dem Korps so selbstverständlich und so hergebracht, daß er die Gelegenheit nur freudig begrüßen konnte, mit einem Vertreter dieser Verbindungen einmal gründlich abzurechnen. So kam die ganze Geschichte, und nun lag er da auf seiner Britische hinter festen Mauern und starrte auf den Lichtschein an der Decke, der von unten aus dem Wachtlokal durch das kleine vergitterte Fenster fiel. Seine Ehre war wieder hergestellt, sein Name und sein Ruf waren wieder fleckenlos. Er hatte vollkommen korrekt gehandelt; er brauchte sich keine Vorwürfe zu machen, und doch — konnte er nicht schlafen.

Dann hatte er eines Tages die Kasematten verlassen dürfen und von dem Kommandanten die Erlaubnis erhalten, innerhalb der äußern Wälle spazieren zu gehen. Freiheit! Freiheit! Wie sehnsüchtig hatte er von dem Ausblick auf dem Hauptwall den Vergnügungsdampfern nachgeschaut, die voll

sorgloser, fröhlich gestimmter Menschen unten auf der Weichsel fuhren und an der Westerplatte landeten! Wie überwältigend war ihm die See erschienen, die, tagelang vorher vom heftigen Nordostwinde gepeitscht, nun trotz der völligen Windstille noch tobte und rollte, als würden die Wogen von verborgnen Mächten unwiderstehlich emporgehoben und vorwärts getrieben.

Er hatte die Sonne untergehen sehen und war dann mit wunderbaren Gefühlen, voll Demut und Begeisterung, langsam auf den Wällen hinabgegangen, bis an die ersten Häuser des Fischerdorfes, vor denen man große Netze zum Trocknen und Ausbessern aufgespannt hatte.

Aus dem ersten Häuschen hatte er Wehklagen und eine vor Schmerz kreischende Weiberstimme gehört. Se hebben Fernand Behnke sin Jungen dod rutholt hinner de Mövenschoanz, hatte ihm in der Niederunger Mundart ein alter Fischer erzählt, der mit der Thonpfeife im Munde an einen Pfahl gelehnt dastand und mit dem Daumen nach dem Häuschen hinwies. Bi sonem Unwetter moat man nich in See goane — dat is sone Sach. Awer de eine dheits, un de annern maken sich noch ne Ehr drut un dauens em nach; un so gest et denn en Malör. Der Sochem was en netten Bengel, jo. Wi Mannslüd sin dormit boald fardig, awer bi de Fruenslüd geiht dat nich so licht aw. Sei mötte sich utschrige. Un so ne olle Mudder, jo, dat is sone Sach — et was en netten Bengel! —

So ne olle Mudder! — hatte nicht auch Borrman eine alte Mutter? Hermann Brandt wälzte sich bei diesem qualvollen Gedanken auf seinem Lager hin und her. Er wollte nicht sentimental werden. Wo der Ehrbegriff herrscht, darf die Gefühlsschwelgerei keinen Raum haben. Und doch sah er immer wieder den geschmückten Grabhügel vor sich, den die Burschenschaftler ihrem gefallenen Kommilitonen errichtet hatten. Seine Gedanken flogen hin und her, und dann stand wieder das saubere Fischerhäuschen vor seinem Geiste, und er dachte an das herzerreißende Geschrei der armen Mutter. Aber seine Ehre! seine Ehre! Was waren alle diese Gedanken gegen seine Ehre!

Das Klaffen der Hunde drang durch sein offenes Fenster. Er hörte wieder die kurzen, lauten Kommandos der aufziehenden Wachen, den dumpfen Signalton der aus- und einfahrenden Dampfer und das einförmige Rauschen der Meereswogen, die vor dem Strande der Mövenschanze in kurzen Zwischenräumen klatschend und zischend übereinanderstürzten. Die alte Wetterfahne auf dem Festungsturm knarrte und kreischte in langgezogenen Tönen, und jedesmal sumnte es ihm in den Ohren: Borrman — Helene, Borrman — Helene. Aber das war lange her! —

Den jungen Fischen giebt die weiße Natur eine Dotterblase mit, von der sie lange Zeit ohne irgendwelche andre Nahrung leben können. Ist der Fisch ausgewachsen, so verschwindet diese natürliche Vorratskammer allmählich, und die Notwendigkeit, selbständig zu werden, beginnt.

Mit dem geistigen Leben der akademisch gebildeten Menschen verhält es sich ähnlich. Wohl die meisten suchen sich nach den Universitätsjahren neue Nahrung, weil ihnen die Jugendspeise nicht mehr genügt, und so ist es natürlich; manche aber behalten auch die akademische Dotterblase bis an ihr Lebensende. Sie hält, so dürftig sie auch mit den Jahren wird, die alten Herren frisch, jugendlich, korpsbewußt, aber sie läßt sie auch, wie die jungen Fische, nicht zur unbeschränkten Freiheit der Bewegung kommen.

Für den richtigen alten Korpsburschen zerfällt auch dann noch, wenn er schon lange mit grauen Haaren in Amt und Würden sitzt, die ganze Menschheit in zwei streng geschiedne Klassen, die wie Wasser und Öl auseinandergehen. Der eine, natürlich der oben schwimmende Teil, besteht aus den jungen und alten Korpsstudenten, der andre aus allen übrigen Zweifüßlern. Für diese alten Herren mit der akademischen Dotterblase giebt es keine Erinnerung, die ihnen wichtiger und heiliger wäre, als die an ihre aktiven Semester; und es giebt keine Gewohnheiten, Sitten und Anschauungen, die sie mit liebevollerer Pietät pflegten, als die aus dem Korpsleben in das Philisterium mitgenommenen. Ein Gespräch über die Mensuren, Rneipereien, Ausfahrten und Einrichtungen ihres Korps ziehen diese Fanatiker noch im spätesten Alter jeder andern Unterhaltung vor, sogar dem politischen Gezänk im Abgeordnetenhaus. Selbst den Himmel Italiens können sie vergessen, wenn sie auf ihren dunkeln Pauksaal zu sprechen kommen, und sie vergießen Thränen der Rührung, wenn sie an die goldne Zeit zurückdenken, wo sie mit unermüdlicher Magenkraft ihre Kommerse und den Landesvater feierten und sich wehevoll zusingen:

Nimm den Becher,
Wadrer Becher,
Vaterländischen Trankes voll!
Nimm den Schläger in die Linke,
Bohr ihn durch den Hut und trinke
Auf des Vaterlandes Wohl!

Beim Anblick der herrlichsten Natur und der großartigsten Kunstwerke schwelgen diese bemosten Häupter in den Erinnerungen an ihre Studentenzeit, renommieren sie mit den Schmissen, die sie ausgeteilt und die sie empfangen haben, und machen sich auf die schmalen Narben aufmerksam, die in den faltenreichen, altersgrauen Gesichtern kaum noch zu entdecken sind. Aber wo der Schmiß gefessen und wieviel Nadeln der für sein ganzes Leben dadurch geadelte Held bekommen hat, wissen sie mit untrüglicher Sicherheit anzugeben. Kurz, die aktiven Semester im Korps sind ihnen mehr wert, als alle Weisheit des Himmels, alle Schönheit der Erde und alle Wissenschaften und Künste der Menschheit. Wer sie durchlebt hat, hat alles durchlebt.

Das war auch die Ansicht des Rechtsanwalts Hermann Brandt, der seit

mehr als dreißig Jahren in dem kleinen hinterpommerschen Städtchen saß und sich dort als alter Korpsstudent unter den Autochthonen wie ein Halb-gott vorkam. Der unfreiwillige Aufenthalt in Weichselmünde war ihm nicht nachteilig gewesen. Die Einsamkeit hatte ihn arbeiten lassen, und da es damals noch keinen „Quaritsch“ gab, so hatte er sich gründliche Kenntnisse angeeignet, die ihm bei den juristischen Prüfungen und jetzt in der Anwaltschaft gut zu statten kamen. Der alte Junggeselle hatte sich eine ziemlich große Praxis erworben; dabei waren ihm aber alle zweifelhaften Mittel in der Seele verhaßt, denn er war Korpsbursche geblieben vom Scheitel bis zur Sohle. Seine äußere Haltung, sein Gang, seine Handbewegungen, seine Ausdrucksweise, das Mienenspiel seines weingeröteten Gesichts, das durch einen starken rötlichblonden Schnurr- und Knebelbart noch ausdrucksvoller gemacht wurde, alles verriet einen gewissen Zug von burschikosem Selbstbewußtsein und rücksichtsloser Menschenverachtung. Man merkte es ihm an, daß er sich in dem Städtchen für den einzigen Vertreter einer feudalen Weltanschauung hielt. Je älter und einsamer er wurde, und je dürftiger ihm sein ganzer Lebenszweck erschien, desto krampfhafter klammerte er sich an die Erinnerungen seiner Universitätszeit an. Wie echter Rheinwein wurden ihm diese Erinnerungen mit den Jahren immer goldiger, duftiger, beseligender. Er schaute mit derselben Begeisterung auf sie zurück, wie ein alter Feldherr auf seine vor langen Jahren siegreich durchgefochten Kämpfe. Was dem Seemann der Leuchtturm ist, das war ihm sein Korps; ohne dieses Licht- und Merkzeichen würde er auch jetzt noch ratlos und ziellos auf den grauen Wogen des Lebens umhergetrieben sein. So aber kannte er die sichere Einfahrt zum Hafen und wußte, wo er seines Lebens wieder froh werden konnte inmitten all der Niederträchtigkeiten eines „subalternen Gesindels.“ Wen er mit diesem Kraftwort eigentlich meinte, war aus seinen Reden nie recht klar zu erkennen. Am Frühshoppentisch schmetterte er es sehr häufig unter die Gesellschaft, und bald bezogen es seine Kollegen, bald die Amtsrichter, bald die nervös gewordenen Schulmeister auf sich — auf diese hatte ers besonders abgesehen —, bald schien es auch ein verzweifelter Hieb nach oben zu sein. Kurz, der Rechtsanwalt Brandt war mit seinem Wirkungskreise nicht zufrieden; er war einst mit der festen Überzeugung nach dem entlegnen Städtchen gegangen, daß man ihn bald wieder hervorholen und ihn auf einen Platz stellen würde, auf den er als Präses eines Korps von Rechts wegen gehörte.

Ganz oben an der Staatswinde saßen drehend und ziehend viele seiner Korpsbrüder, und manchen seiner Freunde sah er schon an der Zugleine der Couleur langsam aber sicher emporsteigen. Man konnte ihn unmöglich vergessen haben. Und so schweiften denn seine Gedanken fortwährend nach Berlin und nach Leipzig. Besonders Leipzig in der Nähe von Halle und Sena erschien ihm geradezu als ein Ideal, und es wurde allmählich einer seiner Lieb-

lingsträume, das ganze Reichsgericht einmal in eine große Korpskneipe zu verwandeln und die Senatspräsidenten zu Fuchsmajoren zu machen.

Manche von seinen Freunden hatten das Warten auf einen plötzlichen Ruck nach oben aufgegeben und sich zu Bürgermeistern und Oberbürgermeistern wählen lassen. Aber Brandt hielt derartige Kommunalämter, in denen man mit dem „plebejischen Pack“ liebäugeln mußte, eines alten Korpsstudenten für unwürdig. Und als sein alter Kollege, der Justizrat Apitz, den er wegen seiner feudalen Erscheinung und aristokratischen Gesinnung hochschätzte, das Amt eines Stadtverordnetenvorstehers in dem Städtchen angenommen hatte, zog er sich in voller Entrüstung von diesem „Buhler um die Volksgunst“ zurück.

Auch seine jüngern Kollegen, die ihm in rühriger Geschäftigkeit einen Mandanten nach dem andern abnahmen, die „ideallosen Schnofs,“ wie er sie nannte, waren für ihn eine beständige Quelle des Ärgers und des Zorns. Der Anwaltstand ist verpöbelt, rief er oft aus, daß es eine Affenschaude ist! Man hat das erhabenste aller Ämter zu einem Asyl für Obdachlose gemacht und die Hallen der Gerechtigkeit in eine Schacherbude verwandelt, und das nennt sich liberale Justizreform! Hol' die Pest alle feigen Memmen! Man thäte gut, sich rechtzeitig eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

So baute er sich denn eine zweite Welt aus seinen Jugendjahren und Korpserrinerungen. Er hatte das Haus, das er bewohnte, in den Farben seiner Verbindung streichen lassen. Dieselben Farben trugen das Zeltdach auf seiner Veranda und die mächtige Flagge, die sein alter Diener Johann Wabbrich jedesmal aufziehen mußte, wenn der Rechtsanwalt Brandt seinen „fidelen Tag“ hatte. Die innere Einrichtung und Ausstattung des Hauses war nach seiner Ansicht „pompös.“ An den Wänden seines Salons hingen die künstlerisch ausgeführten Wappen des ganzen Köfener S.C.-Verbandes, und um jedes Wappen bauschte sich eine geschmackvoll hergerichtete Draperie in den Farben des betreffenden Korps. Den Fenstern gegenüber hatte er ein großes Gemälde angebracht, das die Rudelsburg darstellte mit einer weiten Fernsicht in die Guldne Aue und das herrliche Saalthal. Darunter standen mit goldnen Buchstaben die ersten Zeilen des Kuglerschen Liedes: An der Saale hellem Strande stehen Burgen stolz und kühn.

Sein Eßzimmer glich einem Museum alter Trinkgefäße. Auf eichnen Pannelen, die an den Wänden entlang liefen, standen unzählige Humpen, Pokale, Krüge, Kannen, Schoppen, Trindhörner, Gläser von der reichsten und kunstvollsten Ausstattung bis zum gewöhnlichen Bierseidel. Aber alle hatten ihre Bedeutung, alle waren gewissermaßen Bausteine zur Geschichte seines Lebens. Er hatte sie lieb wie alte Freunde, und die sinnreichen und sinnlosen Sprüche und Dedikationen, die sie enthielten, wußte er alle auswendig. Aber alle diese Gefäße waren für ihn nur eine Reliquiensammlung, die nicht

durch Benutzung entheiligt wurde, denn er hatte das Biertrinken aufgegeben und dafür dem „Rotspohn“ seine Gunst zugewendet. Er trank den Rotwein nicht wie andre Leute, sondern um doch auch hierbei etwas besonderes zu haben, auf Eis. „Rotspohn auf Eis“ sei das einzig Vernünftige, behauptete er dabei.

Die Decke seines Szimmers sah aus, als wären Pilze daraus gewachsen. Wer aber eingeweiht war, der wußte, daß da oben die Champagnerpfropfen einer mehr als zwanzigjährigen Zecherthätigkeit klebten. Keine Flasche Sekt durfte Wabrich auf den Tisch bringen, deren Pfropfen er nicht vorher ordentlich mit Klebestoff versehen hatte. Eigentlich war es Brandts Absicht gewesen, den Zirkel seines Korps an die Decke zu knallen; er hatte ihn auf den Tisch gemalt und die Flaschen der Reihe nach auf diesen Grundriß gestellt, um ihn nach oben zu projiciren. Aber die Geschosse hatten starke Seitenabweichungen gehabt, sodaß diese artilleristischen Künsteleien aufgegeben werden mußten. Es war dann schließlich aufs Geratewohl und oft auf dieselbe Stelle gefeuert worden, sodaß hier und da wahre Pfropfen-Stalaktiten, wie in einer Tropfsteinhöhle, von der Decke herunterhingen.

Neben dem Arbeitszimmer lag ein verschlossener Raum, den er nur seinen Korpsbrüdern und deren Kindern zu zeigen pflegte. Es war seine Ruhmeshalle. An den Wänden hingen die Silhouetten und Photographien aller seiner Korpsbrüder vom ältesten Semester bis zum krassen Fuchs. In den großen Gruppenbildern, die eine ganze Wand einnahmen, steckte ein gutes Teil deutscher Kulturgeschichte. Da fand man noch jene ehrwürdigen buntfarbigen Zeichnungen, auf denen die Korpsstudenten in Hemdsärmeln mit gestickten Hosenträgern dargestellt waren, nicht im dumpfen Zimmer, sondern draußen in Gottes freier Natur unter einer mächtigen deutschen Eiche. Da sah man noch den langgelockten Jüngling mit dem schwärmerischen Blick gen Himmel, den urwüchfigen Bierkönig, wie er mit Krone und Szepter stolz auf seiner Tonne sitzt und auf das freundliche Bierdorf weist, das inmitten grüner Wiesen mit seinem Kirchturm den malerischen Hintergrund bildet. Welch ein Unterschied zwischen diesen Bildern voll deutscher Urwüchsigkeit und den jüngsten Gruppenphotographien, wo die Burschen mit Lackstiefeln, fein geschniegelt und gebügelt, à la Gigerl gekleidet, im modernen Salon auf Fauteuils und geschnitzten Stühlen sitzen und gelangweilt und blasirt aus dem Bilde schauen! Brandt gefielen diese Photographien nicht; aber er war weit davon entfernt, als alter Herr den jüngern Brüdern Moral zu predigen. Er hielt die Patentreißerei und das Salonfergentum für ein Übergangsstadium, aus dem das Korpsleben sicher zu einer neuen Blüte emporwachsen würde.

Diesen Bildern gegenüber hingen die alten verrosteten Bauzeuge, die verblichnen Cereviskämpfchen, die Mützen, die Bänder und die Bierorden. An der Rückwand sah man zwei Pistolen über einander gekreuzt, von denen die

eine mit schwarzem Flor umhüllt war. Eine Erklärung dafür hatte Brandt niemals gegeben, aber er sah ungern nach der Stelle hin, und der Gedanke an die umflorte Pistole genügte, ihn auch jetzt noch tagelang in Schwermut zu versetzen.

Sein Schlafzimmer enthielt gar keinen Schmuck. Seinem Bette gegenüber standen an der Wand die Goethischen Verse:

Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,
Mußt dich ums Vergangne nicht bekümmern;
Das Wenigste muß dich verdrießen;
Mußt stets die Gegenwart genießen,
Besonders keinen Menschen hassen
Und die Zukunft Gott überlassen.

Aber gerade die Stunden seiner Vergangenheit, die er gern vergessen hätte, und die ihn um so empfindlicher quälten, je einsamer er wurde, tauchten beim Anblick dieses epikureischen Spruches immer wieder in ihm auf.

Je eifriger er den Schild seiner Universitätserinnerungen putzte, desto auffallender und störender traten die dunkeln Stellen hervor. Wenn er frühmorgens aufwachte und schlaftrunken nach der Wand schaute, so wogten und flimmerten die Verse und Buchstaben bald durch einander, und ihm war es, als sähe er die Netze vor dem Fischerdorfe. Und dann ging die alte Hezjagd in seiner Phantasie wieder an. Das Geschrei des armen Weibes, die dumpfe Luft in den Kasematten, die freundliche Waldwiese, der Pistolenknall, der Burschenschaftler — und dann sprang er wie toll auf, schrie nach Wabbrich und machte sich Luft mit einer Flut von Schimpfwörtern, Flüchen und Drohungen, die er dem alten krummen Männchen an den Kopf warf. Wabbrich schob das alles auf den Rotspohn, schüttelte den Kopf und versah schweigend seinen Dienst.

Jedes Jahr erhielt der Rechtsanwalt Brandt zum Stiftungsfest seines Korps eine Einladung, deren Form mit den Jahren immer zierlicher und salonmäßiger wurde. Aber jedesmal lehnte er sie nach langem Hin- und Herschwanken ab, denn jene dunkeln Stellen der Vergangenheit schwebten wie eine Wolke vor seinen Augen und verfinsterten ihm die Aussicht auf die sonnige Freude, die ihm das Stiftungsfest verhieß. Er hatte die kleine Universitätsstadt seit seiner Studentezeit nie wieder betreten. Um so reicher flossen die Beiträge, die der alte Junggeselle der Korpskasse in steigender Höhe überwies. Es war ihm, als könnte er sich dadurch von jenem Fegefeuer der Erinnerung loskaufen.

Eine Entschädigung für dieses Märtyrertum hatte er sich aber auch in seinem hinterpommerschen Städtchen zu verschaffen gewußt. Alle Jahre erließ er zu dem Tage des Stiftungsfestes eine Einladung an die im Umkreis von

zwanzig Meilen wohnenden alten und jungen Korpsbrüder, und sie strömten zahlreich von allen Seiten herbei. Denn der in der ganzen Provinz bekannte Rechtsanwalt Brandt verstand sich auf Gastereien und flotte Kommerse und trug, was die Hauptsache war, alle Kosten der Festtage. Das Programm wiederholte sich jährlich mit mathematischer Genauigkeit. Am ersten Tage lärmender Empfang der Gäste auf dem Bahnhöfchen, wobei der aufgeregte Stadtwachtmeister Mühe hatte, die neugierig herandrängende Menge der „Autochthonen“ in respektvoller Entfernung zu halten. Aufgebot sämtlicher Mietgäule und Mietkutschen, und wunderbarer Korso über das holprige Kommunalpflaster nach dem ersten Hotel. Solider Abendshoppen, der sich bis tief in die Nacht erstreckte. Am zweiten Tage, dem Hauptfeste, gutgemeintes Morgenständchen der Stadtkapelle, dann kräftiger Frühstückshoppen, zu dem alles Couleur anzulegen hatte. Um drei Uhr „pomposes“ Diner, und im Anschluß daran der Festkommers, der streng kommentmäßig, für Brandts Person allerdings nur mit Rotspohn, abgehalten wurde. Alle schwelgten bald in der seligsten Stimmung, und weit aus den geöffneten Fenstern schallten die alten Studentenlieder. Am längsten und kräftigsten sang man das Lied: Rundgesang und Nebenast mit dem Refrain: Bruder, deine Schönste heißt? Und jedes Jahr, wenn Brandt dabei an die Reihe kam und alle mit der Hand auf ihn wiesen, brüllte er in weinseliger Laune: Helene! Das war für alle Frauen und Mädchen im Städtchen das Interessanteste, denn alles, was Helene hieß, fühlte sich getroffen; im Herzen mancher ältern Jungfrau zuckte es hoffnungsfreudig auf, und noch lange nach dem Fest traf den alten Junggesellen mancher schmachtende Blick.

An den Kommerz schloß sich in der Nacht der Hauptspaß. Es wurden alle Nachtwächter sternhagelbetrunken gemacht; sie drängten sich auch an dem Abend mit bewunderungswürdigem Diensteifer und beispielloser Wachsamkeit aus allen Vierteln des Städtchens nach dieser Lichtquelle. Durch jahrelange Gewohnheit war es für sie gleichsam ein gutes altes Recht geworden, in dieser Nacht in den Kinnsteinen zu liegen. War das geschehen, so machten sich die unter den alten Korpsbrüdern, die noch ulkfähig waren, an die Arbeit, vertauschten die Schilder an den Häusern, schleppten sämtliche Bänke vor den Bürgerhäusern fort und keuchten damit unter unsäglicher Anstrengung, aber auch mit unsäglicher Freude auf den ziemlich steilen Galgenberg. Die Spießbürger wußten das schon und holten sich am nächsten Tage, ohne zu murren, ihr Eigentum wieder von der Höhe herunter. Nur der Sanitätsrat Dr. Weilsenbaum beklagte sich bitter, daß er jedesmal sein Schild an die Kirchhofsmauer angeschlagen fände, und der Herr Superintendent Zährenbach war ungehalten, wenn er nach dem Kommerz jedesmal an seiner Dienstwohnung das Wirtshauschild zum lustigen Ziegenbock sah. Der letzte ordentliche Lehrer Dr. Stockmann drohte alles Ernstes mit einer Beleidigungsklage, weil man regelmäÙig

in jener Nacht das mächtige Schild der Stadthauptkasse und der Reichsbankstelle an seine Hausthür schlug.

Am dritten Festtage fand unter dem Geschrei der Straßenjugend die solenne Ausfahrt statt, mit den auf einem Leiterwagen gerüttelten und geschüttelten Musikanten an der Spitze. Den Schluß bildete der Abschiedstrunk auf dem Bahnhofe, wobei sich die alten Semester schluchzend in die Arme fielen und sich mit bibbernden Lippen ewige Treue schwuren.

Brandt nannte diese Festtage den Jungbrunnen seines Lebens und das Bad seiner menschlichen Wiedergeburt. An ihnen wollte er die alte Maschine wieder ordentlich schmieren, damit sie noch ein Jahr lang weiter laufen könnte. Das sagte er zu Wabbrich jedesmal, wenn die Vorbereitungen getroffen werden sollten. Aber Wabbrich glaubte nicht mehr an das einmalige Schmieren, seitdem sein Herr alle Monat durchschnittlich hundert Flaschen Rotspohn und zehn Flaschen Cognac brauchte, um ordentlich in Gang zu bleiben.

Vor dem nächsten Feste hatte der alte Diener ein geheimes Grauen, denn er mußte immer daran denken, wie er das letztemal seinen Herrn nach Hause geschleppt hatte, wie der Rechtsanwalt mit Cereviskäppchen und Bändern schluchzend auf seiner Bettkante gefessen, irre Reden geführt und sich schließlich in Wut getobt hatte, bis er umfiel und dann endlich widerstandslos ausgezogen und ins Bett gebracht werden konnte.

Paffen Se uff! sagte die Köchin zu Wabbrich, als er mit dem großen Zinkeimer in die Küche kam, der kriegt noch das Tralirium. Jeder Topf läuft emal über. Wo kann ne Menschenkreatur all das Saufen aushalten!

Wabbrich schüttelte den Kopf. Das ist es nicht! Dahinter muß noch was andres stecken. Diese Geschichte mit den Pistolen hat er nun schon ein Stücker zehn mal losgelassen.

Hören Se, Wabbrich, sollte er einen — Gotte doch nee, das kann ich mir gar nicht ausdenken!

Wo wird er sowas! Aber kurios war mich das, daß er immer von eine Frauensperson quasselte.

Wabbrich! schrie Auguste und stemmte ihre Fäuste in die Hüften, ich hab's! Natürlich wieder mal sone arme Marzell ins Unglück gestürzt. Is das die Menschenmöglichkeit! Nu piefakt ihn das. Aber so is recht, das freut mich. Sehen Sie, das ist die verdammte Niederträchtigkeit der Mannskent. Setzt holt ihn der Gottseibeius bei lebendigem Leibe.

Aber Wabbrichs Besorgnisse waren umsonst gewesen, denn es wurden diesmal keine Einladungen abgeschickt. Ein paar Tage vor dem Stiftungsfeste brachte Brandt seine Geschäfte in Ordnung, packte seinen Koffer eigenhändig und reiste ab.

Er wollte, nachdem ein Menschenalter vergangen war, die kleine Universitätsstadt wieder besuchen und das Stiftungsfest bei seinem Korps mitmachen. Sein Amt, seine Thätigkeit, das Leben in der kleinen Stadt — er konnte es nicht mehr ertragen; ein Ekel überfiel ihn, wenn er daran dachte. Er mußte einmal hinaus aus der muffigen Tretmühle, aus der ganzen Umgebung mit ihrem Pfahlbürgertum und ihrem Kaffeeklatsch in eine andre Luft, unter andre Menschen. So hatte er sich denn schnell entschlossen auf den Weg gemacht.

Wie ihm das Herz aufging, als er nach langer Fahrt endlich wieder die Berge sah, das köstliche Ufer des vielbesungenen Flusses, alle die Gegenden, Städte und Dörfer, durch die er einst als Fuchs mit Knotenstock und Ränzel singend und jauchzend gewandert war! Welche Seligkeit damals, wenn er die Korpsbrüder der Nachbaruniversität besuchte, wenn man ihm auf der Landstraße mit lautem Halloh entgegenkam, und er auf der Bude eines Kommilitonen glücklich untergebracht wurde! Alles das stand ihm jetzt wieder bevor, nachdem er es dreißig Jahre lang entbehrt hatte. Wie wollte er hier wieder unter seinen jüngern Brüdern frisch werden, jung, natürlich, urwüchsig!

Der Wagen zweiter Klasse, worin er fuhr, hatte sich von Berlin aus mit Leuten gefüllt, die dem alten Korpsburschen im höchsten Grade unsympathisch waren und ihm die Freude an der Natur und an seinen Träumen verderben. Geldprozen mit dicken, vergoldeten Fingern und gelangweilt herabhängenden Mundwinkeln, näselnde Referendare, geschwätzige Dozenten der Nationalökonomie — Himmel und Hölle, bestand denn die ganze Menschheit nur noch aus Karrikaturen?

Einige Stationen vor seinem Ziele verließ er wütend die widerwärtige Gesellschaft und stieg in ein leeres Coupee dritter Klasse. Der Zug fuhr langsam in den Bahnhof der kleinen Universitätsstadt ein. Dort herrschte eine feierliche Stille. Die Korpsstudenten, die zur Begrüßung des alten Herrn gekommen waren, bewegten sich ernst und gemessen nach den Coupées erster und zweiter Klasse. Sie kannten den Rechtsanwalt Brandt nach seinem Bilde und waren sichtlich unangenehm berührt, fast bestürzt, ihren alten Herrn aus einem Wagen dritter Klasse steigen zu sehen. Sie warteten daher, bis Brandt auf seine Couleur zukam.

Die Begrüßung war förmlich, salonmäßig, steifleinen, keine Spur mehr von der fröhlichen, burschikosen Art, die zu seiner Zeit geherrscht hatte. Brandt ließ sich dadurch in seinem natürlichen Benehmen nicht stören und dachte: das ist nur der Übergang. Wenn ich erst bei einem auf der Bude bin, dann werden die jungen Kerls schon auftauen. Aber er wurde gar nicht auf eine „Bude“ gebracht, sondern in das erste Hotel, wo ihm das Korps zwei Räume, einen Salon und ein Schlafzimmer mit seidnen Vorhängen gemietet hatte.

Mit unangenehmen Empfindungen wachte Brandt am andern Morgen

auf. Wie kam er in seiner alten Mufenstadt in dieses Zimmer mit Goldtapeten, Deckenmalereien und Parkettboden? Wie konnten ihn seine Korpsbrüder in diese entseßliche Umgebung bringen? So was wäre zu seiner Zeit ganz unerhört gewesen!

Schon der erste Abendschoppen hatte auf seine Stimmung wie ein kaltes Bad gewirkt. Er war in der jungen Gesellschaft nicht warm geworden, oder richtiger: die ganze Gesellschaft war nicht warm gewesen. Er fand doch nicht, was er erwartet hatte: Natürlichkeit, Jugendfrische, übersprudelnde Lebenslust. Es schien ihm alles gemacht, gedrechselt, überfeinert, blasirt. Er, der „noble Kerl,“ kam sich dieser Jugend gegenüber wie ein verbauertter Kleinstädter vor. Man hatte in seiner Gegenwart zu viel von Karriere und Konnexionen gesprochen, von Rittergütern und Garderegimentern, von Ministerialräten und Prinzen. Ihm schien es, als sei dem jüngern Geschlecht das Korpsleben nicht mehr selbst Zweck, sondern lediglich Mittel zum Zweck.

Er wollte sich die ganze Wahrheit nicht eingestehen, und doch ergriff ihn immer mehr eine bittere Enttäuschung; er fühlte den herben Schmerz eines Künstlers, dem sein liebevoll ausgearbeitetes und gepflegtes Werk unter den Händen zerbröckelt. Ja, seine alte, gute, selige Studentenzeit!

Haftig stand er auf. Im Salon hing eine Schweizer Landschaft, die Ruine der Burg Attinghausen auf einer Anhöhe des Neufufers. Er stand lange vor diesem Bilde. Ihm fiel die Szene ein zwischen Rudenz und dem alten Freiherrn, und die Verse gingen ihm durch den Kopf:

Das Neue dringt herein mit Macht, das Alte,
Das Würdige scheidet, andre Zeiten kommen,
Es lebt ein anders denkendes Geschlecht.

Er verließ das Hotel und schritt hinaus in den entzückenden Morgen. Die Straßen waren noch still; auf der Promenade und in den Anlagen traf er keine Menschenseele. Ein leichter Wind strich durch die Baumwipfel, und ihr Geflüster erinnerte ihn an das ferne Rauschen der Meereswogen vor der Mövenschanze.

Er kam an dem alten Friedhofe vorbei. Die Thür stand offen, und er trat hinein. Nie in seinem Leben hatte er so die Gewalt der Todesruhe empfunden, wie hier in der stillen Morgenstunde. Er schritt aufmerksam die Reihen der Grabhügel hinunter. Viele Namen, die ihm entfallen waren, und deren Träger er in seiner Studentenzeit wohl gekannt hatte, las er hier wieder. Wie jung mancher dahingegangen war, und wie zwecklos sich mancher bis ins hohe Alter hineingeschleppt hatte!

An einer Ecke des Hauptganges sah er einen etwas verfallenen ephenumrankten Grabhügel mit einem Granitblock darauf, dessen Inschrift schon sehr unter dem Einfluß der Jahre gelitten hatte. Er blieb stehen und las den Namen Franz Bormann. Er stützte sich auf seinen Stock und musterte den

Grabhügel, als wäre er ihm lange bekannt, als hätte er zu prüfen, ob auch alles ordentlich angepflanzt sei. Der alte Totengräber war mit einer Gießkanne in der Hand neugierig herangetreten und sah sich den fremden Gast verwundert an. Er kam Brandt gerade recht. Um dem allmählich wachsenden Strome qualvoller Empfindungen eine andre Richtung zu geben, schrie er den Alten zornig an, weshalb das Grab so liederlich aussähe, was das für eine Wirtschaft wäre! Er bäte sich aus, daß das Grab in Ordnung gebracht würde. Der Alte war ganz eingeschüchtert, nahm seine Mütze ab, wischte sich mit dem Ärmel die Nase und entschuldigte sich: Kein Mensch bekümmere sich mehr um das alte Grab, und niemand gebe ihm einen Pfennig für seine Arbeit. Brandt griff hastig nach seiner Brieftasche, entnahm ihr eine Banknote und gab sie dem Alten. Der schaute verblüfft auf den Geldschein, aber ehe er noch ein Wort reden konnte, war Brandt mit kurzem Gruße schnell davongegangen.

Am Abend nahm der Kommerz seinen „programmmäßigen“ Verlauf. Brandt bot alle Mittel auf, in die ganze Gesellschaft wieder ein Leben zu bringen, wie er es von seiner akademischen Zeit her gewohnt war. Er wurde Fuchsmajor und trieb mit den jungen Semestern die tollsten Späße. Aber so ausgelassen die Füchse auch wurden, so merkte er doch bald, daß sie sich weniger mit ihm, als über ihn belustigten. Er wollte das Gefühl der Entfremdung, des Unwillens, der Enttäuschung übertäuben und ließ eine ulkige Überraschung nach der andern los. Er sang die alten, knorrigen Lieder, die vor dreißig Jahren im Schwange waren, stellte den Fürsten von Thoren dar und führte das Bierpiel auf: Allah ist groß!, zog sich mit den Füchsen halbnackt aus, ritt mit ihnen auf den Stühlen wie toll im Saal umher und trank schließlich, diesmal in Bier, die ganze Gesellschaft unter den Tisch.

Dann stand er auf und ging hinaus, fest und sicher. Der jüngste Fuchs taumelte ihm nach, faßte ihn unter den Arm und sagte stammelnd und näselnd: Onkelchen, noch nicht nach Hause! Sie thun mir einen persönlichen Gefallen, wenn Sie noch hierbleiben, wahrhaftig! Man wird mit Ihnen wieder jung! Bei Gott, Sie gefallen mir, äh — Sie sind ein zu origineller Knopp, wollte sagen famoser Kerl, wahrhaftig! Eine Überraschung müssen Sie uns noch machen, hören Sie, Onkelchen, eine Überraschung noch!

Brandt sah den jungen, patenten Fuchs lange an, streichelte ihm die glatten Wangen und sagte kopsnickend: Morgen, mein Junge, morgen! —

Am andern Tage fand man den alten Korpsstudenten mit einer Schußwunde in der rechten Schläfe tot neben dem verfallnen Grabhügel des Burschenschafters. In der Hand hielt er krampfhaft die umflorte Pistole.

